

Inhalt

6 Vorwort

- 8 NOAM BRUSILOVSKY
- 16 SVETA KUNDISH
- 26 GARRY FISCHMANN
- 36 LENA GORELIK
- 46 SHELLY KUPFERBERG
- 56 DANIEL GROSSMANN
- 64 ANNA STAROSELSKI
- 74 DANIEL KAHN
- 82 HELENE SHANI BRAUN
- 90 PROF. MICHAEL BARENBOIM
- 96 DEBORAH HARTMANN
- 104 JONATHAN KALMANOVICH – >BEN SALOMO<
- 114 ANNA NERO
- 122 PHILIPP PEYMAN ENGEL

128	NELLY KRANZ
138	DR. ROMAN SALYUTOV
146	SHARON RYBA-KAHN
154	LEON KAHANE
162	GILA BAUMÖHL
168	ZSOLT BALLA
176	DR. ANASTASSIA PLETOUKHINA
186	LEONARD KAMINSKI
194	RENÉE RÖSKE
204	MONTY OTT
210	SHARON SULIMAN – >SHARON<
216	Glossar
237	Quellen und Literatur

Vorwort

»Du musst nicht unbedingt sagen, dass du Jude bist«, haben sie immer wieder gehört. Aber anders als ihre Eltern, die noch bemüht waren, ihr Jüdischsein zu verdecken, will die Generation der Mittzwanziger bis Mittvierziger nichts mehr verstecken. Im Gegenteil, sie will gesehen werden, wahrgenommen werden. Was schwierig genug ist, denn nur 100.000 (in den Gemeinden organisierte) bis 200.000 Jüdinnen und Juden leben in Deutschland. Und so gilt »Ich habe noch nie einen Juden getroffen« nach wie vor für die nichtjüdische Mehrheit – ebenso wie ihr häufig aus der Unkenntnis resultierendes Festhalten an uralten Klischees.

Wie aber stellt sich jüdisches Leben im heutigen Deutschland dar? Ist es tatsächlich sichtbar? Oder bleibt es überwiegend in der oft zitierten Bubble? Wie fühlen sich Jüdinnen und Juden in diesem Land? Und überhaupt, was ist eigentlich jüdisch? Eine Frage, auf die es nicht die *eine* Antwort gibt: »Religion« sagen die einen, »Kultur« die anderen, »Tradition« die dritten. Jüdischsein setzt sich zusammen aus vielen Identitäten.

Und so haben auch die 26 von mir für dieses Buch befragten Jüdinnen und Juden – denen ich dankbar bin für ihr geschenktes Vertrauen – sehr differenzierte Definitionen für sich gefunden. Weil sie säkular sind, observant oder streng orthodox; weil sie hier geboren oder als sogenannte Kontingentflüchtlinge aus den Staaten der ehemaligen Sowjetunion oder auch aus Israel oder Amerika gekommen sind und deshalb die Erfahrungen der Migration in sich tragen. Allen gleich ist jedoch, dass sie in der Öffentlichkeit stehen – ob als Politiker oder Dirigent, Schriftstel-

lerin oder Unternehmerin, Rapper oder Militärrabbiner, Moderatorin oder Malerin.

Ihre Geschichten sind die einer multikulturell geprägten Generation, die eben diese neue Selbstverständlichkeit verkörpert. Schon deshalb unterscheidet sich ihr Leben von dem ihrer Eltern. Unterscheidet es sich auch von dem der nichtjüdischen Gleichaltrigen? Und wenn ja, in welchen Momenten, durch welche Erfahrungen?

Vermeiden wollte ich in den Gesprächen jene drei Begriffe, mit denen Jüdinnen und Juden immer noch in Verbindung gebracht werden: Shoa, Antisemitismus und Nahost-Konflikt. Aber auch wenn sie sich offensiv dagegen wehren, auf diese Stereotype reduziert zu sein, bleibt zumindest der Antisemitismus ein allgegenwärtiges und bedrückendes Thema. Laut einer im Januar 2022 veröffentlichten Studie des Jüdischen Weltkongresses gilt für Deutschland: Jeder fünfte Erwachsene und jeder Dritte unter 25 Jahren denkt antisemitisch.

Angriffe, Übergriffe haben auch die meisten der Protagonist*innen dieses Buches erlebt, ihr persönlicher Umgang damit ist jedoch ebenso unterschiedlich wie die Schwerpunkte, die sie gesetzt haben. Es sind ihre originären Erzählungen, von mir nur in chronologischer, schlüssiger Form niedergeschrieben, die einen kleinen Ausschnitt der Vielfalt des jüdischen Lebens in Deutschland widerspiegeln.

Worte, deren Bedeutung sich nicht aus dem Text erschließt, finden sich, wie viele andere Begriffe des Judentums, mit Erklärungen in dem ausführlichen Glossar.

Andrea von Treuenfeld



© Lea Hopp

NOAM BRUSILOVSKY

Geboren am 22. April 1989 in Haifa, Israel
Theater- und Hörspielautor und -regisseur
Lebt in Berlin

MEIN JÜDISCHSTER MOMENT?

Es gibt so viele jüdische Momente im Leben. Beerdigungen sind für mich sehr jüdisch. Ich habe neulich ein Grab gekauft. Eine Grabstelle auf dem Friedhof in Berlin-Weißensee. Das war ein sehr jüdischer Moment.

Es war nicht von heute auf morgen, natürlich nicht, dass ich nach Deutschland gegangen bin. In Israel war ich auf einer renommierten Kunstschule, habe dort Theater studiert und schon zur Abschlussarbeit hin gesehen, dass das nicht dem Niveau entspricht, das ich gern in Zukunft machen würde. Nach dem Abitur war ich schon in Berlin und sehr begeistert davon, dass es andere Arten, Theater zu machen, gab, die es in Israel nicht gab und wahrscheinlich immer noch nicht gibt. Es war noch vor meinem Militärdienst und ich dachte, es wäre wirklich schön, wenn ich danach nach Berlin ziehen könnte. Und in diesem Moment habe ich auch angefangen, Deutsch zu lernen. Dann war ich beim Militär, drei Jahre, und auch das war wie ein Abschluss mit diesem Land: Ich habe mich so beraubt gefühlt in den besten Jahren meines Lebens, dass ich dachte, ich habe meine Pflicht erledigt, mehr möchte ich für dieses Land nicht tun.

2012 bin ich in Berlin angekommen, direkt zu meiner Immatrikulation an der ›Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch‹, um Theaterregie zu studieren. Damals war es mir noch nicht so klar, dass ich wirklich weggehe aus Israel. Ich dachte, ich studiere und dann sind alle Optionen offen. Aber spätestens nach zwei, drei Jahren war es keine Frage mehr, dass ich bleibe. Weil mir Berlin damals wahnsinnig liberal erschien, weil ich es schon als Neunzehnjähriger als cool empfunden hatte. Es war – und ist es noch – die Zeit, in der die Stadt Leute aus der ganzen Welt angezogen hat. Die Tatsache, dass ich jüdisch bin oder dass ich aus Israel komme, spielt keine Rolle. Ich sehe mich eher als Teil einer globalen Einwanderung von jungen Menschen. Es ist keine Rückkehr, wie bei anderen. Ich habe keine Wurzeln hier. Meine Eltern sind beide in Argentinien geboren und 1981 nach

Israel gegangen. Die Familie kommt also ursprünglich nicht aus Deutschland, hat keine Holocaust-Geschichte. Daher führe ich keine Beziehung auf dieser Ebene an diesem Ort. Berlin ist einfach the place to be.

Hinter meinem Rücken wird es oft gefragt, habe ich gehört, doch die Leute trauen sich nie, mich direkt zu fragen: »Und, waren deine Vorfahren im Holocaust?« Aber man protzt mit allem, was man über das Judentum weiß. Und man hat israelische Freunde oder man kocht so gern aus einem israelischen Kochbuch. Die deutsche Liebe für Israel und Israelis ist eine Art Obsession. Und das macht mir Angst. Gefühle sind etwas sehr Subjektives und sie ändern sich auch ständig. Deshalb habe ich ein Problem mit »We love Israel« oder – noch schlimmer – »Wir lieben Juden«. Weil, wenn die Liebe aufhört, es da andere Emotionen gibt. Deshalb möchte ich nicht auf einer Sprachebene Gefühle und Emotionen thematisieren. Ich möchte Grundrespekt. Das ist der Begriff, der mich interessiert, und weniger die Emotionen. Ich kenne viele Privatpersonen, die ich liebe, aber keine gesellschaftlichen Gruppen. Diese Liebe für Juden ist eine Selbstinszenierung und der Subtext lautet: ›Ich bin ganz korrekt, ich bin total im Mainstream; ich mache es so, wie Steinmeier es von mir möchte, wie Angela Merkel es mir beigebracht hat.‹ Das deutsche Moralisierende, Erzieherische stellt sich an die richtige Seite.

Das ist eine Selbstverständlichkeit, die unfair ist, wenn man dadurch palästinensische Demonstrationen verbieten will. Ich muss mit dem dort Gesagten nicht einverstanden sein, aber man muss es erst mal geschehen lassen. Und wenn in dem Verlauf der Demonstration jemand etwas Verbotenes macht, dann muss er

dafür die Konsequenzen tragen. Wie funktioniert eine Demokratie sonst? Aushalten. Toleranz. Sonst wird mir auch irgendwann das Recht entzogen, demonstrieren zu gehen. Es ist ja kein Gefallen, den man Menschen tut, es ist ein Grundrecht. Und das sage ich als deutscher Staatsbürger, der ich seit 2022 bin. Theoretisch könnte ich jetzt auch Bundeskanzler werden.

Ich hatte eine uneingeschränkte Aufenthaltsgenehmigung, deshalb war es nicht wirklich wichtig für mich, den deutschen Pass zu beantragen. Aber da Israelis nicht auf ihren israelischen Pass verzichten müssen, und weil mir mal eine Holocaust-Überlebende gesagt hat, es sei gut, viele Reisepässe in der Tasche zu haben, habe ich es aus pragmatischen Gründen gemacht. Nicht, weil es mein Gefühl Deutschland gegenüber verändert hat. Nur, weil ich das konnte und noch mehr Privilegien haben wollte in einer Welt, in der Privilegien Zugang zu Ressourcen bedeuten.

Ich bin also deutscher Staatsbürger, das ist keine Frage. Ich bin auch israelischer Staatsbürger, das ist auch keine Frage. Ob ich Israeli bin? Ich definiere mich nicht so. Aber die Einrichtungen, für die ich arbeite, protzen damit sehr gern. In jedem Programmheft oder auf der Website eines Theaters oder eines Senders steht immer »Der israelische Regisseur Noam Brusilovsky«. Als wäre es ein Qualitätsmerkmal meiner Arbeit.

Meine Arbeit ist immer die Spiegelung von Begegnungen, von Geschichten, die ich sammle. Von Menschen, die mich inspirieren, von ihren Lebenssituationen und was sie so besonders macht. Meine Arbeit spiegelt oft unerhörte Geschichten wider von Menschen, die nicht genug repräsentiert werden in den Medien, in denen ich arbeite. Meine Arbeit spiegelt auch meinen Status als oftmals einziger Ausländer wider, der eine komplett

andere Sprache spricht. Der sich immer als Gast fühlt und nicht als einer, der da hingehört.

In diesem Regieberuf arbeitet man fast immer als Gast. Ich bin quasi ein Wanderer, zwei Monate in Klagenfurt, zwei Monate in München, danach eine Produktion in Stuttgart, dann eine in Köln. Dadurch gehöre ich nie ins System sowohl im konkreten Sinn als auch im übergeordneten symbolischen Sinn. Ich bin nicht nur bei meiner Arbeit Gast, ich habe auch das Gefühl, ich bin zu Gast in diesem Land. Weil ich viele grundlegende Dinge nicht teile mit Menschen, die hier geboren wurden. Weil ich andere Kindheitserinnerungen habe. Weil, wenn an einem Geburtstag ein Lied gesungen wird wie ›Wie schön, dass du geboren bist‹, es mir total fremd ist. Weil ich keine Erinnerungen an deutsche Fernsehshows aus der Kindheit habe. Und weil ich ungern zu Hause meine Schuhe ausziehe; ich kannte das von nirgendwo auf der Welt, dass man das macht. Und weil mir das alles immer wieder signalisiert: Du bist nicht von hier.

Ich werde als Ausländer erkannt, nicht als Jude. Obwohl ich der Prototyp des Judentums bin. Aber Deutsche haben keinen Kontakt zu Juden, wissen nicht mal, wie ein Jude aussieht. Ich erkenne Juden sofort und Israelis sowieso, schon aus der Entfernung. Das ist eine kulturelle Sache, das ist nicht nur das Physische, die Klamotten, wie sie sie tragen, die Körpersprache, wie sie sich bewegen. Alle Frauen bewegen sich so, als hätten sie eine große Waffe dabei.

Wie oft habe ich schon »Du Scheißausländer!« gehört. Mittlerweile bin ich ein bisschen deutsch, sodass ich angefangen habe, Menschen zu erziehen, was richtig ist und was falsch ist. Wenn ich zum Beispiel sehe, dass jemand seinen Kaffeebecher

auf die Straße wirft. Das kann mich wahnsinnig machen. Dann gehe ich zu der Person und sage: »Haben Sie nicht vor, den Becher zu entsorgen?« Das ist oft so ein deutscher Opa, ein kleiner Goebbels, und der sagt mir: »Geh dahin zurück, wo du herkommst!« Und was meint er damit? Es sind meine Straßen, nicht deine. Du bist hier zu Gast. Das passiert mir ständig.

Trotzdem habe ich mir ein Grab auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee gekauft. Ich finde ihn sehr schön, aber er ist ziemlich voll und in ein paar Jahren wird es da keine Grabstelle mehr geben. In Israel ist es noch schlimmer. Die Bevölkerung wächst und wächst und die Friedhöfe sind überfüllt. Jetzt haben sie angefangen, Menschen nicht mehr unter der Erde zu begraben, sondern in Schränken an Wänden. Das finde ich furchtbar.

Ich möchte es richtigmachen und eine streng orthodoxe Beerdigung haben. Keinen liberalen Rabbiner, sondern einen mit Bart und Hut. Weil das ein sehr schönes Ritual ist und mir auch vertraut. Es geht dabei nicht um Authentizität oder um schöne Worte oder um Singularität, wie bei einem protestantischen Begräbnis, bei dem ein Trauerredner, der dich gar nicht kannte, eine halbe Stunde über dich redet, als wäre es ganz, ganz persönlich, weil er 20 Minuten mit einem Angehörigen gesprochen hat.

Nein, im Orthodoxen gibt es einen Kanon von Gebeten, die gesagt werden müssen – und das war's. In einer Zeit, in der Menschen nicht richtig wissen, was sie sagen sollen, ist das wunderbar. Bei deutschen nichtjüdischen Beerdigungen geht es um die Eleganz, um die Schönheit. Bei jüdischen Beerdigungen geht es um das Hässliche. Man versucht nicht, Sachen schöner zu machen. Die Leiche wird in ein Tuch gewickelt, dann wird sie in das

Grab gelegt. Es ist einfach the way it leaves und nicht schön. Ich mag diese ungeschmückte Art. Eine jüdische Beerdigung ist gar nicht kitschig.

Auf dem jüdischen Friedhof ein Grab zu kaufen, ist also eine gute Investition. Viel besser als eine Wohnung, denn ein Grab ist eine Immobilie für die Ewigkeit. Und da lässt man sich begraben mit diesem spektakulären Stück Geschichte des Berliner Judentums und Komponisten wie Louis Lewandowski und Soldaten des Ersten Weltkrieges. Ich möchte damit in den Geschichtsbüchern der Berliner Juden dazugehören.